

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

275 (25.11.1932) Unterhaltung und Wissen

Winterhochzeit und Wissen

Andreastag

Als in einer Jungmädchenklasse mitten aus tiefstimmigen philosophischen Erwägungen heraus der Behälter die Frage stellte: „Welches also ist das größte Rätsel, das trotz aller modernen Erkenntnis vor Ihnen liegt?“, und dabei an das Rätsel des Lebens dachte, das die Gelehrten bis zum heutigen Tage noch nicht haben lösen können, da plägte ein fröhliches, junges Mädchen, das den tiefstimmigen Erörterungen nur mit halbem Ohre gefolgt war, eifrig heraus: „Na, das ist doch sicherlich die Ehe — denn, wenn man sich verheiratet, weiß man doch nie, wie sie wird!“ — Das war zwar eine ziemlich unerwartete Antwort und trotzdem traf sie, gerade vom Standpunkt eines jungen Mädchens aus gesehen, den Nagel auf den Kopf.

Früher allerdings glaubte man dieses geheimnisvolle Rätsel sehr einfach lösen zu können, und auch heute noch bedient man sich auf dem Wege vielfach eines ganz besonderen Verfahrens, um herauszubekommen, ob und wann und mit wem man heiraten, und wie es in der Ehe werden wird. Wie das gemacht wird? Ja, wir in unseren Städten haben das freilich längst vergessen. Aber wir brauchen am 30. November nur in Gedanken hinauszumarschieren in die kleinen abseits liegenden Orte, in die Gebirgsdörfer und die einsamen Höfe, um es zu erfahren. Sobald es Abend geworden ist, beginnen seltsame Vorbereitungen, ein Raunen und Tuscheln unter den jungen Leuten setzt ein, eine große Schüssel Wasser wird vom Brunnen geholt und auf den Tisch gestellt. Der geheimnisvolle Zauber der Andreanacht hat begonnen.

Die jungen Mädchen sind inzwischen eifrig damit beschäftigt, die sogenannten Rapschenpennie zu verfertigen. Das sind winzige kleine Schalen aus Staniol oder Papier; manchmal nimmt man auch einfache, sorgfältig geäußerte Aufschalen, in die man ein Stückchen Papier legt, auf dem der Name des Mannes vermerkt ist, und nun verfolgen scharfe Augen aufmerksam jede Bewegung der kleinen Behälter. Ein leichtes Rütteln am Tische genügt, um sie aus der Bahn zu bringen. Verstohlen bemüht sich jeder und jede, selbst ein wenig Vorhersage zu spielen und dem Schicksal einen leisen Wink zu geben. Denn das ist ausgemacht: Wenn zwei Rapschenpennie am Andreas-Abend friedlich nebeneinander schwimmen, dann werden sie auch später Seite an Seite gemeinsamen Kurs steuern. Rein Wunder also, wenn die Stube von Gespreiz und Geschlitz und Zurufen widerhallt, zumal wenn das Schicksal widerständig ist und die „richtigen“ absolut nicht zusammenkommen lassen will.

Aber es gibt noch andere Arten, den Zukunftschleier zu lüften. Ein Körbchen Kiefer wird herbeigeholt. Die Früchte werden geschält, und die Schalen mit man hinter sich. Aus der Art, wie sie liegen, sind ohne Zweifel die Anfangsbuchstaben des künftigen Erwählten zu erkennen. Sehr beliebt und bekannt ist heute auch noch das Pantoffelwerfen. Liegt der Schuh mit der Spitze nach der Stube zu, dann wird der Bräutigam im nächsten Jahre hier eintreten. Aber nicht nur die Tafsche, ob und wen man heiraten wird, sondern wie die Ehe sich gestalten mag, möchten die weiblichen Eheanwärter wissen. Sobald die Nacht herankommt, schliefen man sich deshalb in die

Schlafstube ein, stellt zwei Becher, einen mit Wasser, einen mit Wein gefüllt, auf den Tisch und spricht:

Mein lieber Sankt Andreas!
Laß doch vor mir erscheinen
Den Herzallerliebsten meinen!
Soll er mir werden reich,
Schenkt er mir eine Kanne Wein,
Soll er mir werden arm,
So schenkt er mir eine Kanne Wasser.

Heiratet man im nächsten Jahre, so kommt der Bräutigam nun zur Erde herein, greift nach einem der Becher und trinkt ihn aus. Nach einer anderen Fassung zeigt sich der Bräutigam nicht leibhaftig, sondern erscheint im Traume. Bekannt ist überall auch die alte Sitte der jungen Mädchen, in der

Andreanacht zwischen 11 und 12 Uhr an einen Brunnen oder eine Quelle zu gehen und hineinzuschauen. Was sie darin erblicken? Nun, die Antwort liegt auf der Hand. Das Bild, das ihnen die weisagenden Kräfte des Wassers herbeizaubern, entspricht ganz ihren innersten Wünschen: Es ist der Geliebte, mit dem sie für immer vereint sein möchten.

In unserer Zeit sind die alten Bräuche zum lustigen, neckischen Spiele herabgesunken. Die jungen Mädchen und Mädchen auf dem Lande, die sie heute noch anwenden, sind nicht mehr, wie einst vor Jahrhunderten, mit ihnen als einem Teil ihrer bäuerlichen Kultur verwurzelt, sondern sie erinnern sich ihrer als einer heiteren Unterhaltung. Daß diese Bräuche sich überhaupt bis heute erhalten konnten, ist nur darauf zurückzuführen, daß

nun einmal die Frage der Liebe und Ehe für die Jugend im Mittelpunkt steht, gleichgültig, welches Jahrhundert man schreibt.

Nun aber haben in unseren Tagen die Gelehrten ausgerechnet, daß es bald zu Ende sein dürfte mit dem Fräulein und der Frau. Alle jungen Mädchen brauchen in weni gen Jahren nur die Hand auszustrecken, um „an jedem Finger einen“ zu haben! Wie? Nun, die Bekämpfung der Kinderlosigkeit beginnt langsam zu wirken, zumal da stets mehr Knaben als Mädchen geboren wurden. Die Statistik hat berechnet, daß schon für die heute zwölfjährigen Mädchen ein Männerüberschuß von 22 000 besteht, der sich immer mehr steigern wird! Im Jahre 1960 aber soll es eine Million Männer mehr geben als Frauen!

In dem Maße, wie die Statistik recht behalten wird, dürften sicherlich auch die letzten Bräuche der Andreanacht, der seit Jahrhunderten vor allem der Tag der heiratstüchtigen jungen Mädchen war, verschwinden. Nicht mehr die heiratstüchtigen Töchter, sondern die männlichen Heiratskandidaten, die zu einem gewissen Prozentsatz wohl über übel Jungmädchen bleiben müssen, werden sich dann die Frage zu stellen haben: „Hm! Ich werde doch nicht ausgerechnet unter der ominösen Million sein und — sitzen bleiben?“ —



Mein Junge kam kürzlich zu mir. Zehn Jahre ist der Bürsche alt. „Du, Vater, mach mir doch einen Helm!“

„Einen Helm? Ja, Junge, wozu denn?“
„Zum Krieg spielen, Vater.“
„So... zum Krieg spielen...“

Ganz gelassen konnte ich das sagen, so gelassen, daß mein Junge nicht merkte, was einen Sturm der Gefühle, wieviel Schmerz und Haß er mit seinen Worten in mir aufgewühlt hatte, da ich den Krieg als im höchsten Grade unmoralisch und verbrecherisch verabscheue. — Mein Junge beim Kriegsspiel! Nein, das durfte nicht sein. Das mußte unter allen Umständen verhindert werden. Das war ich nicht nur meiner Ueberzeugung, sondern auch meiner großen Verantwortung als Erziehungsleiter. Aber wie? Durch einfaches Verbot? Nein! Denn dann läßt er sich eben hinter meinem Rücken den Helm von jemand anderem machen. — Durch ein Verbot, am Kriegsspiel mit seinen Schulkameraden teilzunehmen? Auch das würde nicht zum Ziele führen. Er würde heimlich um so eifriger mitmachen.

Blitzschnell gingen mir alle diese Ueberlegungen durch den Sinn. Und schon hatte ich auch die Lösung. Hier konnte nur Aufklärung, nackte, brutale Wahrheit helfen. Aufstehend sagte ich zu meinem Sprößling, der immer noch auf die Gewährung seiner Bitte wartend vor mir stand: „Gut, du sollst deinen Helm zum Kriegsspiel haben, aber — erst morgen. Das heißt, wenn du dann noch Verlangen danach hast. Damit dir jedoch die Wartzeit nicht zu lang wird, will ich dir etwas zum Lesen geben.“ Und ich reichte ihm ein Büchlein „Die Wiederkehr“, das ich während dieser Worte aus meinen Büchern herorgeholt hatte. Als eifrige Leserin greift der Bürsche auch gleich begeistert nach dem dünnen Heftchen und vertieft sich in dessen Inhalt.

Am nächsten Morgen.
„Wilhelm!“
„Ja, Vater.“
„Nun, wie ist das jetzt mit dem Helm? Bist du einen haben?“

„Nein, Vater! Nein, nein!“ Und ganz plötzlich brach der Bürsche in schluchzenden Weinen aus.
„So, was ist dir denn, mein Junge?“ fragte ich ihn befürtzt und wachte im gleichen Augenblick auch schon die Antwort, die er mir geben würde.

„Das Buch, Vater! Und die Bilder darin! Wie schrecklich! Wie schrecklich! Was das wirklich ist? Hat man wirklich die Menschen so zugerichtet im Kriege?“

Erst nicht ich, in heftiger Seele ergriffen von den erschütternden Fragen dieses zehnjährigen Knaben.

„Dann, Vater, will ich keinen Helm. Und ich mag auch nie wieder Krieg spielen. Ich möchte ja dabei immer nur an die armen Soldaten denken, die als Krüppel, ohne Arme, ohne Beine oder mit grauenhaft zeretzten Gesichtern in irgendeinem Winkel hocken und sicher ihre Beben und den unheiligen Krieg verfluchen... Ich bin so froh, letzte er unvermittelt hinzu.

„Worüber denn, worüber bist du froh, Wilhelm?“
„Daß du mir das Büchlein gegeben hast, Vater. Denn wenn mich meine Schulkameraden nun fragen, warum ich beim Kriegsspiel nicht mitmache, dann kann ich ihnen sagen: nicht, weil ich feige bin, sondern weil ich weiß, daß ein Krieg etwas Schreckliches und Verdammenwertes ist, und daß man so etwas nicht spielt.“

„Ich fuhr meinem Jungen in tiefer Würzung lebend über den blonden Scheitel...“

Am Abend bekam er von mir den Steinbaukasten, den er sich schon längst gewünscht hatte. „Vater!“ jubelte er. In seiner Stimme lag Dank und Verleszen zugleich.

Die verheiratete Waise

ROMAN von C.F. FORESTER

Deutsche Rechte Th. Knauer Nachf., Verlag, Berlin.

(38. Fortsetzung.)

Der junge Mann blieb stehen und kehrte mit einem philosophischen Achselzucken wieder an das Bett zurück.

„Also schön“, sagte er.

Er sah sich um, allem Anschein nach suchte er einen Stuhl, als er aber merkte, daß keiner da war, setzte er sich, den Leberrock um die Schultern geschlagen, mit dem Rücken an die Wand auf den Fußboden.

„Ach heiße Percy St. Saviour Wright“, sagte er. „Sie haben wohl noch nicht von mir gehört? Das dachte ich auch. Und derzeit stehe ich in Diensten der Deutsch-Oesterreichischen Erdölgesellschaft, wenn Sie wissen, was das ist. Und unten liegt Ihr Hausherr, er ist der Chef des geheimen Nachrichtendienstes dieser Gesellschaft, Herr Bauer, der Kranke, von dem ich mit Ihnen bereits gesprochen habe.“

„Aber was um alles in der Welt hat denn das mit mir zu tun?“ fragte Harold.

Diese ganze scheinbar so harmlose Einleitung brachte den armen Harold erst recht in die schlimmste Verwirrung. Und er merkte plötzlich, daß Wrights harte blaue Augen sich wie Bohrer in die seinen bohrten.

„Also doch!“ sagte Wright. „Also doch! Sie sind wirklich der kleine Unschuldengel, den ich erwartete. Armer Kerl! Kein Wunder, daß Sie sich da nicht auskennen. Nun, die Deutsch-Oesterreichische Erdölgesellschaft ist auf Konzeptionen in Klein-Avarien erpicht. Sollte Ihnen das etwas sagen? Ich denke doch.“

Harold war bei diesem Namen mit einem Ruck zusammengefahren.

Dann finden Sie wohl auch, daß unser Freund Raphael, König der Humnen und Avaren, ein lauberes Fräulein ist. Nicht wahr? Und interessante Briefe schreibt er! Da sieht man wieder, was für ein Edel der Mensch wird, wenn er verliebt ist. Jeder Mann ist ein Edel, wenn er solche Dinge zu Papier bringt und an ein Frauenzimmer wie Rose Zeiler schickt. Aber ein König! Und nun gar ein König von Klein-Avarien! Das halbe Land wurde ihm in Versailles zugewiesen und steht noch immer in schlimmster Opposition, und eine andere Dynastie unten im Balkan wartet Tag für Tag nur darauf, sich an seine Stelle zu setzen. Ja, er ist ein feiner Kerl, dieser Raphael! Seine Minister hält er die ganze Zeit in Atem, sie zappeln förmlich, was er wieder anstellen wird — denn sie wissen nur zu genau, was ihnen geschieht, wenn die Alexandrowitsch wieder ans Ruder kommen. In Avarien versteht man sich noch auf die guten alten Methoden. Da schickten sie ihn nach Paris, um Ruhe zu haben — und dann kommt das dabei heraus! Sogar der alte Jollitoff hätte ihn nicht für verrückt genug gehalten, um ihm das zuzutrauen. Brrr!“

Wright schüttelte den Kopf. Es war einfach unbegreiflich.

„Können Sie sich vorstellen“, fuhr er fort, „was geschehen würde, wenn diese Briefe einer Zeitung in die Hände fielen? Zum Beispiel einem dieser schmierigen Pariser Boulevardblätter? Sie würden sie in voller Länge abdrucken, mit kleinen Randbemerkungen dazu — fabelhaft amüsan wäre das, ganz Paris würde sich lügeln! In sechs Stunden hätten sämtliche Zeitungen Europas sie nachgedruckt. Die Weltbester-Nachrichten hätten im Nu eine Ergänzung. Raphael würde sie natürlich beschlagnahmen lassen, die Herausgeber einsperren und die Polizei in die Redaktionen legen und dergleichen

Soldatenspiel mehr, aber ganz würde er die Sache doch nicht unterdrücken können. Es ließe durch das ganze Land wie ein Präriefeuer, die Revolution wäre ausgebrochen, ehe Raphael auch nur seine Redakteure an den Galgen gebracht hätte. Und dann heißt den Alexandrowitsch und einer besseren Regierung!“

„Ja!“ sagte Harold. „So was Ähnliches dachte ich mir auch. Aber sprachen Sie nicht auch von einer Petroleumgesellschaft oder dergleichen? Was —“

Er brach plötzlich ab, als er den beinahe verächtlichen Ausdruck in Wrights Gesicht bemerkte.

„Du lieber Gott!“ sagte Wright. „Haben Sie noch nie etwas von der D. O. E. D. G. gehört? Wo leben Sie denn? Und Sie wollen noch dazu ein Bankbeamter sein. Die D. O. E. D. G., mein Lieber, ist für Europa von größerer Bedeutung als das ganze Klein-Avarien. Das Kartell, das sie ins Leben rief, ist für die europäische Geschichte mindestens ebenso wichtig wie die Bestimmungen über die Neutralität Belgiens. Ach, Sie und Ihresgleichen! Die D. O. E. D. G. besitzt zur Hälfte alles zwischen dem Rhein und dem Schwarzen Meer.“

„Ja, ja, selbstverständlich“, beeilte Harold sich einzuwerten.

„Aber“, fuhr Wright fort, und dieses „aber“ klang etwas kläglich nach der vorangegangenen schwungvollen Hymne, „aber die andere Hälfte gehört der anderen Gesellschaft — dem Frankfurter Kartell. Und die Frankfurter bekommen die Briefe in die Hände. Der junge Kurt Rudolfsen hat das ange stellt — es war die erste geschäftliche Leistung seines Lebens. Sein Vater ist nämlich der Mann, der das ganze Kartell ins Leben rief. Er selbst trieb sich in Paris mit Rose Zeiler herum, und da zeigte sie ihm die Briefe.

Die holländischen Juden Spinozas Volksgenossen

Holland zählt einen großen Prozentsatz von Juden unter seinen Bewohnern. Im Jahre 1920 zählte man allein in Amsterdam 68 758 Juden; das waren 101 auf je 1000 Einwohner der Stadt. Wahrscheinlich hängt dies damit zusammen, daß das freireligiöse Holland schon früher den Juden offen stand als andere Länder. Bereits im 17. und 18. Jahrhundert gab es dort kein Zwangsgetriebe mehr, in dem sie wohnen mußten. Dennoch hat sich ein besonderes Wohnviertel für sie herausgebildet und bis in die Gegenwart erhalten. Einen kleineren Teil der Amsterdamer und holländischen Juden bilden die Nachkommen der jüdischen Einwanderer des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts wegen der Religionsverfolgungen aus Spanien und Portugal ausgewanderten. Den größeren Teil stellen Flüchtlinge aus Deutschland und Polen. Zu dem spanisch-portugiesischen Kreise gehören u. a. der Philosoph Spinoza und die Mutter der Schriftsteller Heine, deren Familie dann nach Deutschland gegangen ist. Im Jahre 1612 schon konnten diese spanischen Emigranten ihre erste Synagoge in Amsterdam errichten. Die ersten jüdischen Juden, 300 an der Zahl, kamen im Jahre 1656 zu Schiff nach Amsterdam. Diese stellten sich vorwiegend protestantisch, und man stellte die Andersgläubigen, Katholiken wie Juden, einander in religiöser Beziehung ziemlich gleich; das zeigte sich auch darin, daß die katholische Gemeinde, als sie im 18. Jahrhundert eine Kirche errichten wollte, einen Block im Judenviertel zugewiesen erhielt, an dessen Rande sich noch heute die katholische Meses- und Avaron-Kirche erhebt.

Die spanischen und portugiesischen Einwanderer brachten eine höhere Kultur mit als die Fünftigen. Sie stellten auch den wohlhabenderen Teil der Bevölkerung dar, der dann meist nicht in dem alten Judenviertel wohnen blieb.

Rurt bekam sie für zwei Millionen Franken und einen silberbeschlagenen Rolls-Royce. Und gerade damals schwirrten die ersten Gerüchte über Petroleum in Klein-Avarien durch Europa. Die D. O. E. D. G. war dahinter her, selbstverständlich, Petroleum ist ja ihre starke Seite. Und die Frankfurter wollten sich diese herrliche Gelegenheit doch nicht entgehen lassen. Sie haben Dampfboiler und Eisenbahnen und Kohlenbergwerke und den größten Teil der südlichen Potassa, und da dachten sie, warum sollten wir nicht auch mal ein bißchen in Petroleum plantzen. Man kann's ihnen gar nicht übel nehmen. Es lassen sich ungefähr zwanzig Millionen daran verdienen. Und natürlich erprehen sie dem alten Raphael die Konzeption. Teufel noch mal, der wird nicht schlecht gestrichelt haben! Gott weiß, was Rose ihn in Paris gekostet hat, daß er jedoch nochmal zwanzig Millionen für sie blechen würde, hätte er sich immerhin nicht träumen lassen. Aber frapp bevor die Konzeption unterschrieben und veröffentlicht war, und als die Briefe sich schon auf dem Weg nach Menhest befanden, um dafür ausgeliefert zu werden, betamen wir sie in die Hände. Kein schlechter Streich vom alten Bauer! So erhielten wir denn die Konzeption zurück und wollten eben dem alten Raphael die Schraube ansehen, als Bauer sie verlor und sie in Ihren Besitz gerieten. Wissen Sie, ob Raphael davon weiß?

Nein, das mußte Harold nicht.

„Nun, wenn ja, so haben Sie eine nette Zeit vor sich — denn mit den Frankfurtern und uns und Raphael auf den Ferler ist das Leben wahrhaftig kein Vergnügen. Der Alte wohnt ohnehin schon wie ein W — die Frankfurter und wir haben fei Haare grau werden lassen. Das klügste! Sie geben uns die Briefe und bringen sie in Sicherheit.“

(Fortsetzung folgt.)